

Ambivalenz, das ist ein schillerndes Wort für ein scheinbar randständiges Phänomen. Es steht für ein internes seelisches Kontrastprogramm zu Gewissheiten, die wir suchen, das Vorhandensein von sich widersprechenden Wünschen, Gefühlen und Gedanken. Oder eine Art von Unentschiedenheit in der Beurteilung von Dingen, Menschen und Problemen. Wie einfach könnte die Welt beschaffen sein, wenn es diese Ambivalenz nicht gäbe, sondern die seelische Welt so eindeutig wäre wie beim Evangelisten Matthäus: „Eure Rede sei: Ja, ja, nein, nein. Was darüber ist, das ist vom Übel.“

Mit solch klarer Unterscheidung wird, wie die Literaturwissenschaftlerin Birthe Hoffmann im Anschluss an den polnischen Philosophen Zygmunt Bauman schreibt, „das Kontingente, Unbestimmte, das Verworrene und Alogische als deren ‚Abfall‘ ausgegrenzt“. Das Hervortreten des Ambivalenten hingegen kann als die Wiederkehr des im Rationalismus der Aufklärung Verdrängten und Verpönten verstanden werden. Der moderne Mensch, der zugleich liebt und hasst, Nähe sucht und Nähe meidet, befindet sich in einer unentrinnbaren Zwischenwelt, eingesperrt im Double von Ja und Nein. Er kann stets auch anders. Unentschieden steht er da, wie der Mann vom Lande bei Kafka, der nicht weiß, ob er die Schwelle des Tores überschreiten soll oder nicht.

Symptom der Schizophrenie?

Der unentschiedene Mensch erscheint als die Abweichung von der Normalität. Er lebt in einer quälenden Befindlichkeit: Was ihn anzieht, stößt ihn zugleich ab, der Zwiespalt schnürt ihn ein, macht ihn handlungsunfähig. Aus diesem Blickwinkel erscheint Ambivalenz wie eine Krankheit. Der Mensch ist mit sich nicht im Reinen.

In die Welt gesetzt hat den Begriff der Psychiater Eugen Bleuler anno 1910 in einem bemerkenswerten Vortrag, der bis heute nachwirkt, sah er doch Ambivalenz als Symptom jener Krankheit, die ja mit Spaltung und Lähmung assoziiert wird: der Schizophrenie. Längst ist man freilich davon abgekommen, Ambivalenz vornehmlich mit diesem Zustand zu verbinden. Ganz im Gegenteil wird sie als Vermögen beschrieben, mit Störungen und Irritationen umgehen zu können.

Wir denken in Gegensätzen und wir können auch gar nicht anders. Wir kennen positive und negative Gefühle, Lust und Unlust. Wir leben indes nicht in einer Welt, die so eindeutig und real ist wie das Entweder-oder in der Welt der analogen und digitalen Maschinerien. Unser technisch gesteuerter Alltag kann nicht mehrdeutig funktionieren. Gerade das Digitale folgt unbeirrbar einem binären Code: 0,1, 00, 01, 11.

Mit den Augen der Anderen

Ambivalenz tritt zutage, wenn es keine übergeordnete und autoritative Instanz gibt, die mir Ja oder Nein vorschreibt und mir damit die Freiheit der Entscheidung abnimmt. Ambivalenz ist relevant für unseren Selbstbezug wie für unser Verhältnis zu den Anderen. Sie entspringt der Möglichkeit des Menschen, zu sich auf Distanz zu gehen und sich mit den Augen Anderer zu betrachten. Sie speist sich nicht zuletzt aus unseren Erinnerungen. Sich zu erinnern, sich nahezukommen und zugleich in die Ferne zu sich zu geraten, wird von uns als schmerzhaft und befreiend erlebt.

Liebe und Hass etwa sind nicht einfach ein Gegensatzpaar im Sinne binärer Logik. Sie schließen einander keineswegs aus. Das gilt auch für ihre abgeschwächte Form: Zuneigung und Abneigung. Eigentlich bedeutet Abneigung die Abwendung von einem Menschen. Hass bedeutet, in ein Verhältnis mit dem zugleich Geliebten verstrickt zu sein. Es gibt Stendhal zufolge nicht nur in der Liebe, sondern auch beim Hass eine Kristallisation, eine emotionale Verdichtung. Dabei kommt die Hassliebe ins Spiel. Hebbels alttestamentarische Heldin Judith hasst und begehrt in ein und demselben Atemzug den mächtigen Tyrannen Holofernes, den sie im intimen Akt tötet. Bei einer anderen Negation der Liebe ist das nicht der Fall: bei der Gleichgültigkeit. Indifferenz weist darauf hin, dass Liebe etwas mit Differenz zu tun hat.

Bedroht durch die geliebte Person

Die Psychoanalyse lehrt uns, dass unsere persönliche Lebenswelt von solcher Ambivalenz geprägt ist: das Verhältnis von Vater und Sohn, von Mutter und Kind, von Geschwistern, von Liebespaaren. Identifikation und Abgrenzung. Liebe und Hingabe drohen mich zu verschlingen, aufzufressen, meine Selbstständigkeit infrage zu stellen. Aus dieser Abwehr wird die andere – bewunderte und geliebte – Person zur Bedrohung. Man muss sich gerade vom geliebten Menschen mitunter abgrenzen. Solange es nicht zum dramatischen Ende der Beziehung kommt, leben wir in diesem Spannungsfeld,

das die Dynamik der Ambivalenz eröffnet. Wir können diese nicht abschaffen, wir werden sie nicht los, wir können sie eventuell gestalten.

Was ist Ambivalenz? Ein Gefühl, ein Gedanke, ein Handeln, ein Einhalten? Auf keinen Fall ein Entweder-oder, eher ein Sowohl-als-auch. Das hat sie mit anderen Denk- und Sprachfiguren wie Ironie, Paradoxon und bis zu einem gewissen Grad auch mit der Dialektik gemein. Birthe Hoffmann benennt aber auch den Unterschied zwischen Dialektik und Ambivalenz: Tendiert die Dialektik nämlich zur Vermittlung der Gegensätze, so lässt die Ambivalenz sie unangetastet, ja forciert sie womöglich sogar. Sie ist über Mehrdeutigkeit hinaus Erlebnis und die Erfahrung, dass Gegensätzliches zusammenkommt, aufeinanderprallt. Sie ist ereignishaft. Wie bei der Begegnung mit dem kulturell Fremden, aber auch mit dem unergründlich Anderen, bei dem Nähe und Distanz, Staunen und Abwehr einander ablösen.

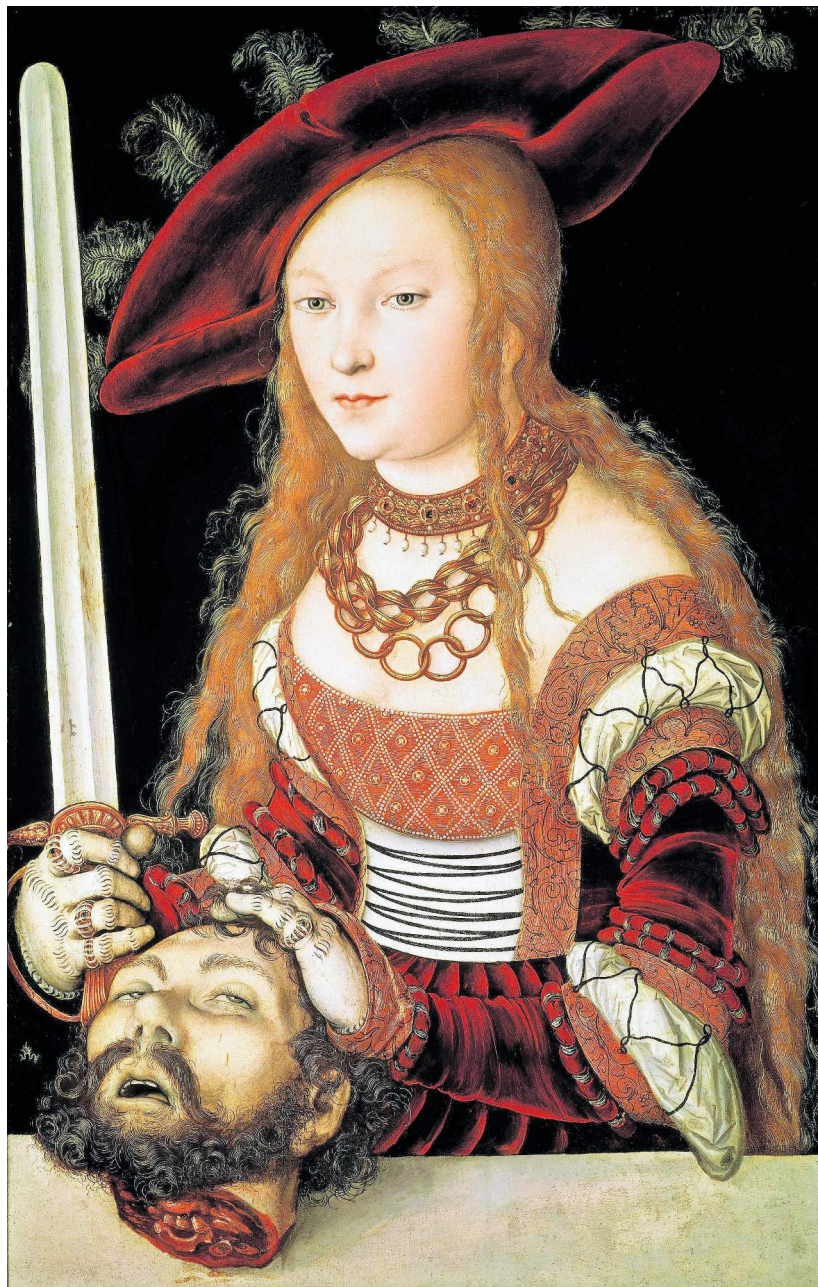
Unauflöslche Lustangst

In ihrem Buch „Fremde sind wir uns selbst“, das vor dem Hintergrund rassistischer Ausschreitungen im Frankreich der 1990er-Jahre entstand, hat sich Julia Kristeva mit unserer eigenartigen Zweideutigkeit im Umgang mit dem Fremden beschäftigt. Fremde werden als monströse, fremdartige, oftmals defizitäre Lebewesen, aber zugleich als Objekte unserer Wünsche und unseres Begehrens wahrgenommen, als Gegenmodelle zu unserer Lebenswelt, die wir nicht selten genießen und von denen wir uns abgrenzen. Das Fremde ist ein Projektionsschirm unserer Triebe, ein Spiegelbild unserer selbst. Die These Kristevas ist insofern erhellend, als sie deutlich macht, dass unser Verhältnis zu den Anderen und Fremden

Man muss sich gerade von einem geliebten Menschen mitunter abgrenzen. Solange es nicht zum dramatischen Ende der Beziehung kommt, leben wir in einem Spannungsfeld. Ein Versuch über die Ambivalenz.

Von Wolfgang Müller-Funk

Liebe? Hass? Entweder? Oder?



„Judith mit dem Haupt des Holofernes“ von Lucas Cranach d. Ä. [AKG/Picturedesk]

uns selbst verrät. So unterliegen die Bilder der Fremden und Anderen, die wir im seelischen Automatismus entwerfen, einer unauflöslchen Lustangst.

Das lässt sich auch von unserem zwiespältigen Verhältnis zum Geld sagen. Man will es haben und tut gleichzeitig so, als wolle man nichts mit ihm zu tun haben. Seine dramatische Ambivalenz offenbart sich an dem doppelsinnigen „Wert“, der einmal idealistisch als ein moralisches Gut, das andere Mal materialistisch als Preis für eine begehrte Ware oder eine Dienstleistung verstanden wird. Auch wenn es nicht stinken mag, ist Geld unanständig, und so möchten wir ja nicht sein. So wie der tyrannische Mammon. Wir schämen uns für unser Streben nach Geld und beklagen halbwegs, dass es zwischenmenschliche Verhältnisse un-

tergräbt. Das ist so triftig wie die gegenteilige Behauptung, dass dieses Medium die Möglichkeit zum friedlichen Aushandeln von wirtschaftlichen und sozialen Interessen, ein Markenzeichen moderner Demokratie, beinhaltet. Der Scham entledigen wir uns gerne durch Abspaltung: Habgierig und für die schnöde Logik des Quantums anfällig sind stets die Anderen. Der moderne Antisemitismus ist nur ein besonders widerwärtiges Beispiel solcher Abspaltung. Die Figur des hässlichen, weil geschäftstüchtigen Juden, der immer nur an das eine, das Geld, denkt und uns zum Mittel degradiert, hängt damit ursächlich zusammen.

Jahrhundertelang war die Zinsnahme, ohne die das Entstehen von Banken, großen Unternehmen(ungen) und Projekten historisch unmöglich gewesen wäre, verboten: jene Möglichkeit,

durch Geldverleih ein profitables Geschäft zu machen. Der Fetisch Geld macht scheinbar den Traum vom grenzenlosen Reichtum wahr. Umgekehrt haben konkurrierende Ideologien wie Nationalsozialismus und Kommunismus die Abschaffung des moralisch skandalösen Geldes zum Programm erhoben. Es lässt sich freilich kaum mehr aus der Welt schaffen. Man kann lernen, anständig und klug mit ihm umzugehen.

Die Menschen der Moderne, die in wohlhabenden Ländern leben, befinden sich in einer gespaltenen seelischen, geistigen und emotionalen Verfassung. Sie befinden sich in einer Kultur, die nicht eindeutig, eben ambivalent ist. Eigentlich sollten die Menschen glücklich sein, dass sie in Sicherheit und Komfort leben. Doch wir sind zerrissen, wir spüren die Verluste, die die Moderne mit sich gebracht hat, oft stärker als ihre für selbstverständlich genommenen wohlthuenden Effekte. Die Menschen des Globalen Südens, die gerne in unserer relativen Sicherheit und Wohlhabenheit leben würden, sehen das womöglich ganz anders.

Birthe Hoffmanns Studie enthält einen weiteren gewichtigen Fingerzeig, wenn sie Literatur als ein Feld bestimmt, in dem Ambivalenz und, damit verwandt, Ambiguität zur Sprache kommt. Während viele Länder Europas sich im 19. und 20. Jahrhundert in Richtung eindeutiger Nationalstaaten verwandeln, wird die polykulturelle und vielsprachige Donaumonarchie zur gleichen Zeit zum Erfahrungsraum und Spielfeld mehrdeutiger und ambivalenter Selbstzuschreibungen. So hat Robert Musil den *homo austriacus* mit Buridans Esel verglichen, der sich nicht entscheiden mag, ob er von dem Heuhaufen zu seiner Linken oder zu seiner Rechten fressen möchte. Sein Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ ist ein endloses Epos moderner Unschlüssigkeit.

Grillparzer und die „gender troubles“

Ambivalenz findet sich also nicht zuletzt im modernen Roman, den Michail Bachtin als dialogisch, polyphon und pluralistisch definiert hat. Wie schon in Dostojewskis „Die Brüder Karamasow“ prallen die Gegensätze aufeinander, ohne dass sie sich je auflösen. Die Stimmen, die wir im modernen Roman vernehmen, entspringen nicht so sehr bestimmten Charakteren, sondern „repräsentieren eigenständige Perspektiven, Weltanschauungen und Ideologien, die miteinander im Dialog stehen, ohne dass eine autoritäre Stimme des Autors sie dominiert und vereinheitlicht“.

Hoffmann geht in ihrer Studie, die den Untertitel „Familienähnlichkeit bei Grillparzer, Stifter und Kafka“ trägt, noch einen Schritt weiter, wenn sie unter Berufung auf ein prominentes Autorentrio (dem man natürlich Robert Musil, Joseph Roth, Ingeborg Bachmann, aber auch Thomas Bernhard und Elfriede Jelinek hinzugesellen könnte) eine forcierte Form von Ambivalenz als charakteristisch für eine spezifisch österreichische Literatur ansieht. Damit liefert die Autorin eine wichtige Korrektur zu der in der deutschen Germanistik oft nahegelegten Annahme, wonach es keine eigenständige „kleine“ österreichische Literatur gibt, die mehr wäre als eine regionale Spielart der „großen“ deutschen. Die Denk- und Lebensform der Ambivalenz sei ein genuin österreichischer Beitrag zum kulturellen Modernismus. So hat Grillparzer einen maßgeblichen Zwiespalt der Moderne des 20. Jahrhunderts, die vielfältigen *gender troubles*, vorweggenommen.

Der sensible Mann

Die Ambivalenz gegenüber dem eigenen wie dem anderen Geschlecht kristallisiert sich nicht zuletzt in jener Novelle Grillparzers aus, die Franz Kafka so sehr bewundert, dass er sie jeder Frau, die ihm nahekommt, schenkt oder gar selbst vorliest: „Der arme Spielmann“ ist die Geschichte eines verlorenen männlichen Subjekts, das aus der alten Ordnung gefallen ist und keinen Platz in einer neuen findet, weil diese noch nicht existiert. Seine Rolle ist die des Verlierers, des sensiblen Mannes, der seine traditionelle tatkräftige Geschlechterrolle nicht mehr einzunehmen vermag. Vorläufer vieler österreichischer Figuren, versetzt er männliche wie weibliche Leser in den Doppelzustand der Ambivalenz.



WOLFGANG MÜLLER-FUNK

Geboren 1952 in Bremen. Literatur- und Kulturwissenschaftler. Zuletzt: „Grenzen. Ein Versuch über den Menschen“, Berlin, Matthes und Seitz. Birthe Hoffmanns Studie „Formen der Ambivalenz. Familienähnlichkeiten bei Grillparzer, Stifter und Kafka“ ist 2025 bei Königshausen & Neumann in Würzburg erschienen.